Ein Flieger-Kampf in der Adria.

Angriff auf Ancona. — Zehn österreichisch-ungarische Marineflieger gegen eine Uebermacht feindlicher Flieger, Abwehrbatterien und Kriegsschiffe. — Letztere in die Flucht getrieben. — Italiener suchen ihre Niederlage durch Lügen zu verdrehen.

Von Erich Neugebauer, k. u. k. Oberleutnant.

Aus den riesigen Schuppen der Flugstation an der Adria tönt das vielfältige Geräusch emsiger Tätigkeit. Propellerflügel schwirren durch die Luft, schneiden sie, saugen sie an, und das Surren ihres rasenden Laufes vereinigt sich mit dem Knattern des Motors zu einer seltsam beruhigenden Gleichmäßigkeit. Um die riesenhaften Schwimmvögel herum stehen Mechaniker in ihren blauen Blusen, Monture in ihren ölig glänzenden Kitteln. Sorgsam prüfen sie die durchsichtig einend leuchtenden Fittiche des Apparates, seine stählernen Adern, und mit kundigem Ohre lauschen sie seinem Herzschlage, dessen Aussetzung auch hier Tod und Vernichtung bringen mag. Zehn österreichisch-ungarische Marineflieger wollen eine Reise über die Adria wagen, um die Besuche der italienischen Gegner in Laibach, Adelsberg und Triest zu erwidern. Der Hafen von Ancona ist ihr Ziel, und als Geschenke bringen sie Bomben, aber keine Bonbons mit.

Ueber die Adria.

Zehn junge, hochgemut: Männer treten an die Apparate heran, die zum Vergeltungsfluge erkorenen Führer. Ihre Hände gleiten prüfend über Stahltrossen und Rollen, rücken hier an einem Hebel, ziehen dort eine Schraube fester an. Es liegt etwas Liebkosendes in diesen Gebärden, eine Zärtlichkeit, die ein Ausfluß jener liebenswürdigen Sorglosigkeit auf den braungebrannten Gesichtern zu sein scheint. Sonderbarer Widerspruch zu dem kampferprobten Heldentum dieser Männer, ihrem Vertrautsein mit Gefahr und Tod!

Führer und Beobachter nehmen ihre Plätze ein. Dann greifen kräftige Hände zu und mit einem leichten, federnden Wippen setzen sich die Riesenvögel auf der spiegelnden Meeresfläche in Bewegung. Der Motor läuft rascher und in langer Reihe heben sich die Flugzeuge der Sonne entgegen, zum Fluge gegen Westen. An dem Flaggenmast der Station steigt langsam eine bunte Leinwand auf, dem Kundigen ein Zeichen, daß zehn Flieger zum Kampfe ausgeflogen sind. Noch einige Minuten, dann verschwinden die schwarzen Punkte in der schimmernden, silbernen Himmelsferne.

Leise zittert die stählerne Nadel über dem geteilten Kreise des Kompasses, der einzige Wegweiser über die unendliche Fläche. Aber bald taucht aus Dunstschleiern eine graue massige Bergform auf, der Monte Capucini, an dessen Lehne sich Ancona breitet. In zwei Gruppen formiert, braust ihm das Geschwader entgegen, den Raum verschlingend und das Verderben tragend. In wenigen Minuten, der Flug über die Adria nimmt nicht mehr als eine Stunde in Anspruch, muß das Ziel erreicht sein. Aber die Wächter an Italiens Küste sind vorsichtig und aufmerksam geworden in den letzten Monaten. Schon sind die schwarzen Punkte am östlichen Himmel entdeckt. Sirenen heulen, Dampfpfeifen gellen, Kanonenschüsse dröhnen über den Hafen, hier warnend, dort zum Kampfe gegen den beherzten Gegner rufend. Gleich sind Angriff und Verteidigung in ihrer Stärke, und was den Sieg erringen muß, ist die größere Beherztheit und — das größere Soldatenglück. Unsere Flieger glauben an ihren Schutzengel, und auch diesmal trog dieser feste Glauben nicht. Noch ist der Hafen nicht erreicht, noch ist der Augenblick zum Abwerfen der Todesgrüße nicht gekommen und schon beginnen die feindlichen Abwehrbatterien ihr Höllenkonzert. Vor den Fliegern, hinter ihnen, oben, unten rechts, links tauchen kleine Wölkchen auf von grünlich-schwarzer Färbung. Der Knall des berstenden Geschosses wird von dem Knattern des Motors übertönt.

Vor dem einen Apparat, ganz nahe, plötzlich zwei der unheimlichen Himmelsschöfchen! Ein leises Zittern geht durch Tragflächen und Gestänge — dann setzt der Motor aus. Führer und Beobachter sind unverletzt, beide Benzinbehälter durchschlagen, das Flugzeug lahmgeschossen. Aber Seekadett von Duisli mit Beobachter Linienschiffsleutnant Kuster will auch jetzt noch seine Aufgabe erfüllen und siegreich untergehen, wenn es denn sein soll. Im ruhigen Gleitflug, immer niederer gehend, steuert er den Apparat über die Stadt, unbekümmert um das rasende Schnellfeuer, das ihm gilt. Mußte er auch tiefer gehen, so kann er umso deutlicher seine Ziele ausnehmen und seine Bomben fallen dort ein, wo er es haben wollte, dann reißt er sein Flugzeug herum und die letzte Kraft der Flügel trägt ihn der bewegten See zu. Nur vier Kilometer vor der Hafeneinfahrt landet er hart und fest, damit der Boden des Bootes bricht. Und jetzt, wenige Minuten vor dem Untergang, denken die Kühnen nur daran, ihr Flugzeug vollends zu zerstören, damit es nicht in die Hände des Feindes falle. Apparat und Motor werden durch Zerschlagen mit Andrehkurbel und Stutzen unbrauchbar gemacht; ein Verbrennen ist wegen des mangelnden Benzins, das aus dem durchschossenen Behälter geflossen, nicht möglich. Während der mühseligen Zerstörungsarbeit ruhen die Feinde nicht. Ein aus dem Hafen auslaufender feindlicher Zerstörer ist bestrebt, das hilflose Flugzeug zu erreichen, um es triumphierend nach Ancona zu bringen. Er nimmt das Flugzeug scharf unter Feuer. Ein großer Farman-Doppeldecker beschießt ebenfalls das lahme Wasserflugzeug, auch die Landbatterien gesellen sich hinzu.

Kühne Rettung.

Unsere Flieger werfen inzwischen ihre Bomben ab. Auch Fliegermeister Molnar und sein Beobachter Schiffsleutnant Guido Hoffmann haben die Stadt schon überflogen. Heimwärts wendend, sehen sie den hilflos treibenden Apparat. Kein Augenblick des Besinnens: in steilstem Kurvenflug gehen sie nieder, unbekümmert um den tödlichen Eisenhagel, der sie verfolgt. Hilfe zu bringen gilt's, da verschwinden alle Bedenken.

Ein „Hurra" begrüßt die Retter. Seekadet Durski schwimmt auf die Retter zu, während Linienschiffsleutnant Kuster noch an Bord bleibt, um das Herz des Flugzeugs — den Motor — zu sprengen. Die Retter waren inzwischen angelegt und übernahmen auch den zweiten Insassen. Nun galt es rasch sich zu entfernen, bevor noch die Sprengbüchse losgeht. Infolge des Abtreibens war jedoch dies nicht möglich, so rasch zu bewerstelligen. Jeden Moment kann die Detonation erfolgen. Vier Menschenleben und ein Apparat sind in Gefahr. Lange qualvolle Sekunden verstreichen. Die Zündschnur ist nur teilweise verpufft, weil sie naß war, die Explosion erfolgte nicht.

Endlich sind die Apparate von einander frei, der Motor wird angekurbelt, doch geht er mühsam erst nach dem dritten Male an. Wieder waren spannende Momente vergangen, während welchen ein Geschoßhagel auf die Flugzeuge niederging.

Nach zwei Versuchen mußte der Aufstieg wegen der erlittenen Havarien aufgegeben werden und wird die Heimreise unter heftigem Maschinengewehrfeuer der verfolgenden Flugzeuge am Wasser angetreten. Nach einiger Zeit landet der Seekadett Vamos und übernimmt die beiden geretteten Offiziere, während die Retter auf die Erlösung noch harren.

Nach einigen Minuten Wartens erschien Linienschiffsleutnant Stenta und landete. Molnar und sein Beobachter, Schiffsleutnant Hofmann, stecken den mit Benzin übergossenen Apparat in Brand und retten sich dann schwimmend auf das Flugzeug Stentas. Während die letzten Schüsse der feindlichen Fahrzeuge bedenklich nahe einschlagen, Molnars brennender Apparat in den Fluten verschwindet, tragen Schiffsleutnant Stenta und Seekadett Vamos die geretteten Viere dem Heimathafen zu. — Was während dieser Zeit geschah, ist ein Hexensabbath des Grauens, aber auch eine Sinfonie des aufopfernden Heldentums.

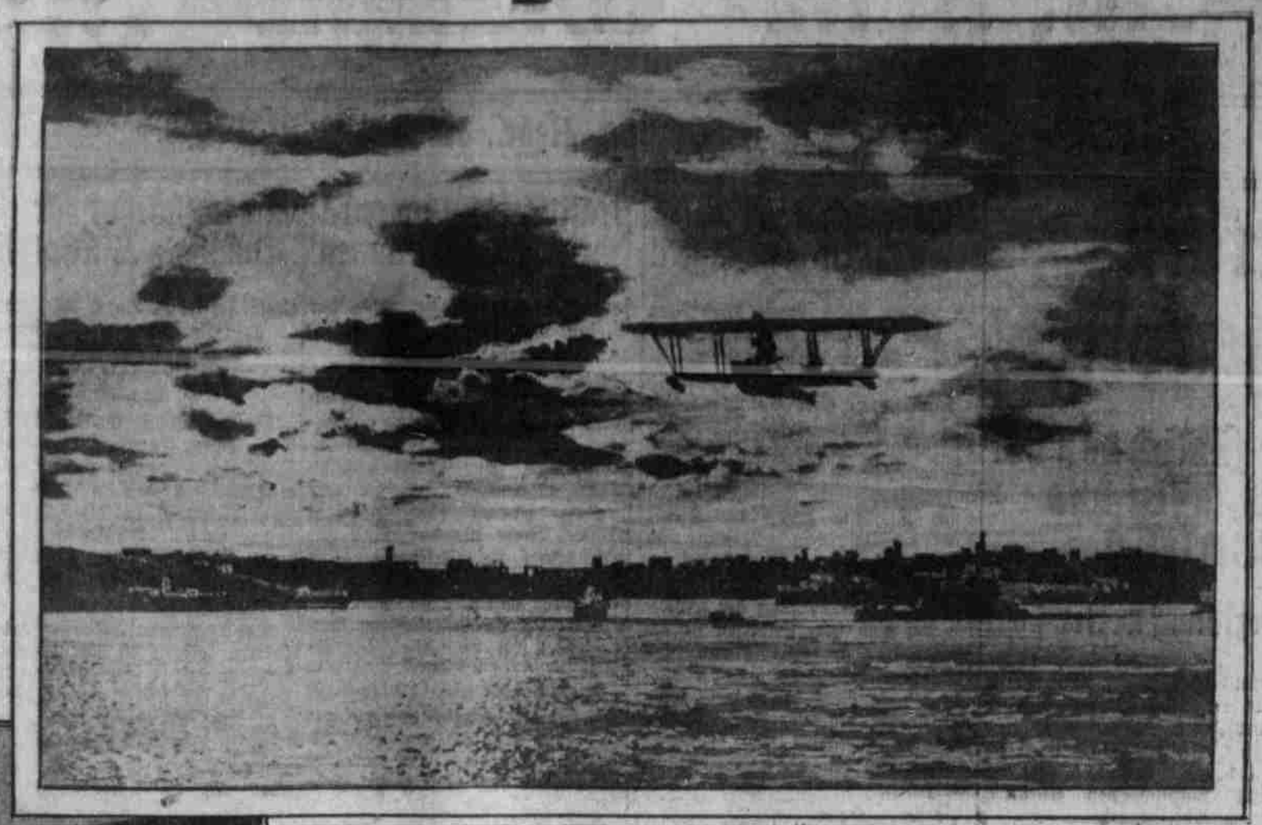
Flieger gegen Kriegsschiffe.

In der Luft sechs österreichisch-ungarische und vier feindliche Flugzeuge im Kampfe. Auf dem Wasser ein zerbrochener, ein teilweise beschädigter und zwei heil gebliebene Apparate. Vom Hafen her, Schaum vor dem Bug, nehmen ein Zerstörer und mehrere bewaffnete Tender mit ganzer Kraft Kurs gegen die am Wasser befindlichen Flugzeuge. Granaten schlagen ein, Bomben fallen, Maschinengewehrfeuer prasselt — die Helden unten bleiben unversehrt, ihr Schutzengel hilft. Schiffsleutnant Stenta bewahrt kaltes Blut gegenüber, um während der Rettungsaktion einen feindlichen Flieger mit Maschinengewehrfeuer zu empfangen, der aus nur 100 Meter Höhe seine Bomben erfolglos abwirft und dann getroffen das Weite sucht. Unsere Flugzeuge decken die Rettungsaktion, indem sie die feindlichen Flieger und Schiffseinheiten unter Maschinengewehrfeuer nehmen. Mit sichtlichem Erfolg; denn nun ereignet sich etwas, was beispiellos ist in der Geschichte des Kampfes zur See: die mit Geschützen armierten, stahlgepanzerten feindlichen Schiffe stoppen, zögern und — drehen ab; Gewehrfeuer hat sie vertrieben! Die italienischen Flieger haben sich brav gehalten, aber auch sie müssen jetzt dem schützenden Hafen zustreben. Der Kampfplatz bleibt unseren Fliegern.

Der verheerende Erfolg des Bombardements ist mit dem Verlust zweier Flugzeuge billig genug erkauft. Und alle die Helden sind heil zurückgekehrt, sind zu neuen Taten bereit.

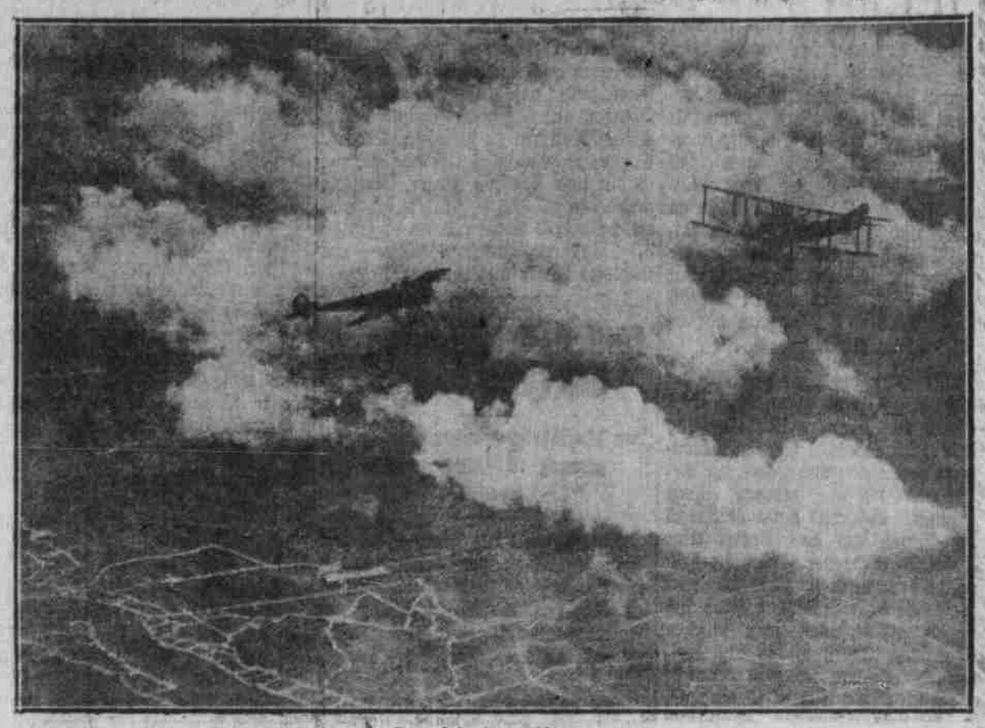
Der Bevölkerung Anconas zum Trost wurde vom Sindaco der Stadt eine Lobrede auf die Verteidigung und Opfer gehalten. Den Männern und Frauen Italiens wird von drei vernichteten Flugzeugen, drei verbrannten und drei gefangenen „Austriaci" erzählt. Verzweifelte Lügen, zu denen aber auch diesmal die erbärmliche, alberne Infamie hinzugefügt wird: Es sei einwandfrei festgestellt, daß die österreichischen Flieger vergiftete Bonbons abgeworfen hätten!

Die beste Antwort hierauf ist wohl das gleichgültig überlegene Achselzucken, das Schiffsleutnant Stenta für die Nachricht hatte. Kein Wort sonst. Unsere Helden fliegen nicht nur, sie stehen auch so hoch, daß derartiger giftiger Geifer nicht zu ihnen heranreicht.



OESTERREICHISCH-UNGARISCHER HYDROPLAN bei der RÜCKKEHR aus ITALIEN

FLUGZEUG von dem AUFSTIEG



Kampf in den Lüften.

Flieger und Luftschiffer.

Von Eugen Kalkschmidt.

Die Luftschiffer sind die ältere Formation und müßten also eigentlich vorangehen. Aber da die Flieger ihnen in manchem zuvorgekommen sind, und grade jetzt alle Welt und sogar das englische Parlament ihres Ruhmes voll ist, mögen sie den Vortritt haben.

Jeder, der „draußen" war — und wer war nicht schon irgendwo draußen — der kennt das Bild: von ganz hoch droben her kommt ein verwehter stumpfer Knall. Er pufft ungefähr so, wie wenn er in Watte gewickelt wäre. Man schaut hinauf; es knallt, rascher, zwei-, dreimal kurz nach einander — und da sind sie auch schon, die zierlichen, blauen Schrapnellwölkchen, flocken sie friedlich schon eine kleine Weile vor dem Knall am Firmament. Aber wo ist der Flieger, dem es gilt? Vergebens sucht ihn das unbewaffnete Auge. Da blitzt es droben auf — aha! ein Stück höher zieht der fremde Vogel seine Kreise. Nun nimmt ihn auch das freie Auge mühelos wahr, und man wundert sich, daß man den großen Doppeldecker nicht gleich gesehen hat. Kaum spricht man's aus, da ist er schon verschwunden, im Augenblick, wie verhext. Ein Nebel, eine Wolkenschicht umfängt ihn, und er läßt sich die Tarnkappe gern gefallen. Die Abwehrgeschütze schweigen. Dann aber kracht es von allen Seiten: der Feind dort oben hat sich mit nichten seitwärts ins Wolkengebüsch geschlagen, er ist ein wenig höher gegangen, hat gewendet und photographiert jetzt vielleicht unsere Stellungen. Das Geschäft muß ihm verfalzen werden: eine ganze Herde von blauen Ringelwölkchen pflustert sich auf, rückt ihm rüstig auf den Leib. Es ist reizend anzuschauen und doch eine verteufelt brenzliche Sache für die zwei Mann da droben in 2500 Meter Höhe. Immer noch kreisen sie, fliegen einmal im Zickzack, gehen um 200 Meter tiefer, plötzlich — ja, wahrhaftig, sie nehmen reißaus! Zugleich aber kommt aus Südosten ein zorniges Brummen und Brausen: wie eine wilde Hornisse stürzt sich unser Kampfflieger auf sein fliehendes Opfer. Er schraubt sich zur Höhe mit einer unvergleichlichen Anmut, Leichtigkeit und Schnelligkeit zugleich. Schon ist er höher als der Feind, der sich duckt wie die Taube vor dem Habicht. Da knattern droben die Maschinengewehre, nur ein paar Sekunden — der Doppeldecker schwankt, neigt sich, stürzt, richtet sich auf, gleitet, stürzt wiederum — und ist hinter einer Bodenwelle verschwunden. Zu retten ist da meist nicht mehr viel.

Wir hatten just über Dignuiden ein kleines feindliches, sowie ein deutsches Fluggeschwader kreuzen sehen und kamen ins Quartier zurück. Da traf die gute Botschaft ein; drei feindliche Flieger seien heute abgeschossen worden. Eine Feld-Flieger-Abteilung, die allein ihrer zwei erledigt hatte, lag in der Nähe, und den erbeuteten englischen Apparat, der ziemlich heil geblieben war, hatte sie auch noch auf Lager. Also hinaus zu den Fliegern.

Sie bewohnen ein Schlößchen für sich allein. Vor der Treppe, an einer etwas unwahrscheinlichen Stelle des Rasens, ein kleiner Ententeich. „Stammt der noch vom Besitzer?" frage ich einigermaßen zielloß. „Aber nein," sagt der Führer und schmunzelt innig: „Das ist nur das Loch einer Fliegerbombe, die uns zugedacht war. Na, weil es halt gar ein so schönes rundes Loch war und bald voll Wasser stand, haben wir unsere Entenzucht dahin verlegt."

Im Schuppen liegt das erbeutete Flugzeug zum Transport bereit. Es trägt die unwahrscheinliche Nummer 2105 am Steuer. Auf den Tragflächen, die beim Sturz nur wenig gelitten haben und abmontiert sind, die blauweißrote Kokarde, dasselbe Merkmal auf den Seitenflächen des Flugzeugkörpers. Engländer, Franzosen, Russen fliegen alle unter dem gleichen Erkennungszeichen, eben dieser Kokarde. Das Flugzeug ist englischer Herkunft, wie seine Bemannung auch: ein schlanker Zweisitzer, gut gearbeitet — die Engländer machen jetzt die besten Apparate, besser als die Franzosen, meinte der Oberleutnant. Ueber das erbeutete Maschinengewehr ist er besonders froh. Wir suchen nach den Kugelspuren. Ein Schuß hat das eine Spannholz der Tragfläche durchquert, so daß es brach; ein zweiter streifte das Steuer; der dritte endlich, der entscheidende, kam von hoch rückwärts, genau in der Richtung des Flugzeugs, und durchbohrte den Führer vom Rücken her. Der Mann war, wenn nicht sofort, so doch bald darauf tot. Der Beobachter, ein Sergeant, der vorn am Gewehr saß, hatte Mut und Kaltblütigkeit genug, während der führerlose Apparat sich bereits überschlug und stürzte, zu seinem toten Kameraden hinüber zu klettern und den Absturz in eine glimpfliche Notlandung umzuwandeln.

Daß dem Engländer nach diesem achtungswerten Kunststück nicht eben gesprächig zu Mute war, läßt sich denken. Immerhin taute er dann unter der freundlichen Mitwirkung eines guten Steinhägers etwas auf und bekannte: Ja, eure..., die fürchten wir. Wenn wir nur eure Motoren hätten!" Damit hat er freilich den einen Nerv der Dinge berührt. Ueberlegenkühne Flieger — darin besteht unsere heutige Ueberlegenheit gegen das Flugwesen der Feinde.

Wenn die kriegsdurstigen Männer im englischen Parlament wirklich glauben, was ihnen Herr Tenant über die mangelnde Angriffslust der deutschen Flieger erzählte, so muß ihr Glaube stark sein. Eine kleine Reise an die Ypernfront oder nach der Gegend um Lille könnte sie rasch eines Besseren belehren. Die deutschen Flieger sind, gerade weil sie sich jetzt überlegen fühlen, im Angriff kühn bis zur Verwegenheit. Ob sie da ein paar Kilometer diesseits oder jenseits der feindlichen Linien stehen, dürfte ihnen ziemlich gleichgültig sein. Es ist ja gerade die Aufgabe der Flieger, ihre Luftpatrouillen gegen und über feindliches Gebiet auszuführen. Denn unsere Schützengräben und Truppenlager, die kennen wir ja so ungefähr. Wenn nun der Beobachter mit der Aufnahme seiner Kamera zufrieden ist und die feindlichen Angreifer nahe sieht, so wird er nicht, um Herrn Tenant einen Gefallen zu tun, sich in einen zwecklosen Kampf womöglich mit mehreren Gegnern einlassen, sondern er wird, um seine vielleicht sehr wichtigen Beobachtungen unversehrt heimzubringen, den Verfolgern zu entkommen suchen. Wenn dann die Verfolger ihrerseits in der Hitze des Gefechts durch unsere Kampfflugzeuge oder Abwehrbatterien gepackt werden und ungleich größere Verluste haben als wir, so beweist das doch kaum unseren Mangel an Schneid im Luftkampf.

Es gibt kaum ein Kampfmittel, das in diesem Kriege eine so rasche Entwicklung zu verzeichnen gehabt hätte, als die Flugzeuge. Zu Anfang wurden sie fast lediglich zu Aufklärungszwecken benutzt, und der Führer hatte einen Revolver oder Karabiner bei sich und durfte manchmal auch ein paar Bomben oder Pfeile werfen. Diese Pfeile fanden wir beim Vormarsch in ziemlichen Mengen auf und benutzten sie. Jetzt ist man längst zum Maschinengewehr übergegangen. Mit der stärkeren Bewaffnung begann der Krieg in der Luft, und gleichzeitig wurden besondere Abwehrgeschütze gegen Flieger und Lenkballons konstruiert. Mit den gewöhnlichen Feldbatterien kam man den unerbetenen Gästen am Himmel schlecht bei, das Zielen war mühsam, zu langsam und bei einer Stellstellung des Flugzeuges zum Geschütz gar nicht mehr möglich.

Die Franzosen waren uns zu Beginn an Zahl der militärisch brauchbaren Flugzeuge bedeutend überlegen, und sie haben diese Ueberlegenheit geraume Zeit hindurch zu unserem Schaden behauptet. Wieweit sie auch technisch die Oberhand hatten, entzieht sich meiner Beurteilung. Umso rühmlicher aber ist es, daß wir diesen Vorsprung des Gegners mitten im Kriege, also gewiß unter erschwerenden Umständen, nicht nur eingeholt, sondern nach dem eigenen Geständnis des Feindes geradezu glänzend überholt haben. Dafür sprechen nicht nur die Zahlen der Verluste hier und dort, sondern auch die Methoden des Kampfes. Man muß gesehen haben, mit welcher Sicherheit und Geschicklichkeit solch ein Kampfflieger dem Gegner den Flug verlegt, sich unter ihm sichert, oder sich ihm an den Schwanz hängt. Wenn man bedenkt, daß ein guter Teil dieser jungen Flieger doch erst während des Krieges in den Lüften heimisch geworden sein kann, staunt man umso mehr über die bereits Instinkt gewordene Freiheit in der Beherrschung eines Elements, das doch noch bis vor wenig mehr als einem Jahrzehnt für unüberwindlich galt.

Es ist auch heute gewiß noch nicht immer zähmbar. Wenn der Sturmwind saust, so hat der Flieger gute Tage, und wenn der Nebel die Dächer drückt oder dichter Regenschauer die Welt verhängen, bleibt alles daheim und freut sich seines Lebens auf der festen wohlgegründeten Erde. Es gibt ja auch da allerhand zu tun, viel mehr, als der Laie ahnt und als ich hier erzählen darf. Der rechte Flieger bastelt dann vor allem an seiner Maschine herum. Wie dieser Handgriff zu erleichtern, jene Bewegung abzukürzen, wie das Maschinengewehr am handgerechtesten zu laden oder am beweglichsten zu montieren sei — das sind sozusagen Lebensfragen für den Flieger, der sich ganz mit seinem Flugzeug verwachsen fühlt. Und ich glaube, wer diesen Zusammenhang nicht fühlt, der ist gar kein richtiger Flieger.

Der brave dicke Fesselballon hat diesem leichten Korps der Luft gegenüber einen schweren Stand. Umso ehrenvoller für ihn, daß er ihn so gut behauptet hat. Ballon und Flugzeug ergänzen einander.

Den Luftschiffern so wenig wie den Fliegern ist es an der Wiege dieses Krieges vorgesungen worden, daß sie sich ein Jahr lang und mehr immer auf so ziemlich demselben Feld herumdrehen würden. Auch die Feld-Luftschiffer-Abteilung ist für den Bewegungskrieg ausgebildet und ausgerüstet. Im Gerätewagen ruht der Riesenballon im Raume eines Kubikmeters verpackt, Leinen, Korb und Instrumente dabei. Die Kraftwinde ist mindestens so beweglich wie ein nicht zu schweres Geschütz. Binnen zwanzig Minuten ist der Ballon, wenns not tut, gefüllt und auf hundert Meter Höhe aufgestiegen. Zu diesen schönen und wohlbekannten Friedensmanövern haben die Luftschiffer nur anfangs Gelegenheit gehabt. Jetzt liegen sie vor Anker, wenn auch nicht gerade im friedlichen Hafen. Sie sind stehender Beobachtungsposten in der Luft und zumal im ebenen Gelände unentbehrlich.

„Ihr Horizont mag begrenzter sein als der des Fliegers, aber sie beobachten dafür ruhiger, stetiger und in manchen Fällen genauer. Weil sie nämlich auch durch das Ohr beobachten können. Angenommen, der Feind hat irgendwo eine Scheinbatterie aufgestellt, und der Flieger, der das Aufblitzen der Schüsse sieht, meldet sie schleunigst. Der Luftschiffer sieht die vermeintlichen Schüsse auch, aber er fragt zugleich: wo „liegen" sie? Wo sind die Einschläge? Nichts rührt sich. Sehr verdächtig. Weiter aufpassen. Wieder blitzt es: eins, zwei, drei, vier Mal. Und wieder bleibt der Einschlag aus. Schon meldet der Luftschiffer seinem Kommando in den Draht, daß die da und da gesichtete Batterie eine Scheinstellung sein muß, denn usw.—Zumal die Möglichkeit, drahtlich mit der Erde zu verkehren, ist für die Zuverlässigkeit der Meldungen von großer Wichtigkeit. Ein Batterieführer, der vom Ballon aus über die Wirkung seines Feuers beim Feinde unterrichtet wird, ist natürlich in einer ganz anderen Lage als einer, dem ein ferner Flieger hoch aus den Wolken Zeichen mit Leuchttugeln oder mit anderen Signalen gibt.

Aber nicht nur die Artillerie, sondern die ganze Frontentwickelung des Gegners, seine Reserven, seine Truppen- und Materialansammlungen, seine Ablösungen, seine Flug-Manöver — all das und noch mehr beobachtet der Luftschiffer von seinem schwankenden Korbe aus. Er kann den Feind photographieren, und seine Aufnahmen haben den Vorteil des einheitlichen Gesichtspunktes und dementsprechend des nämlichen Maßstabes. Ganz abgesehen aber von ihrem militärischen Wert als absolut sichere, einwandfreie Dokumente der Beobachtung haben solche Aufnahmen oft einen hohen ästhetischen Reiz. Die Schönheit eines alten Dorfes, einer Stadt, eines weiten offenen Geländes mit Feld und Wiese, Bach und Bäumen, Straßen und Höfen umfaßt man mit einem einzigen Blicke, und es ist dabei doch eine andere Fernsicht wie diejenige von einem Berge aus, weil das Vorgelände des Abhangs, die irdische Abstiegsleiter für die Wahrnehmung ausgeschaltet ist. Ein Blick von solcher unirdischen Himmelshöhe wirkt selbst im nüchternen photographischen Tatsachenbericht immer etwas wie Zauberei; und nun erst in der Wirklichkeit: wo die Lichter und Schatten über die Landschaft hinspielen, die bunten Farben erglänzen und trotz Krieg und Brand und Verwüstung aller Art die Herrlichkeit der Schöpfung wundersam offenbar wird.

Der Beobachter im Ballon wird nicht viel Zeit für solche Eindrücke haben. Sie bleiben ihm, wie so vieles an Natureindrücken im Kriege, vielleicht im Unterbewußtsein hangen und geben ihm später einmal zu denken und nachzugenießen. Wenn er da oben sitzt, tausend Meter hoch und höher, und der Korb beginnt plötzlich in heftigen Böen zu schwanken, so wird er sich schnell schlüssig machen müssen, ob er diese Windstärke aushalten kann oder nicht. Ein Drahtseil ist schnell zerrissen. Auch ein heraufziehendes Gewitter will beachtet sein, denn der Blitz kann in solcher Höhe trotz des Blitzableiters zudringlich werden. Und dann vor allem: der Feind. Fast immer arbeitet der Luftschiffer im Feuerbereich mindestens der schweren Batterien. Oder ein Flieger pürscht sich auf Umwegen heran, er ist mit gutem Winde unheimlich schnell da und wieder fort. Eine gutgezielte Bombe genügt. Auch ein paar Lagen Schrapnells können den Beobachter samt seinem braven Elephanten erledigen. Er braucht doch immer eine kleine Weile, bis er seinen Stall erreicht. Seine schöne gelbe Farbe hat er übrigens verloren und sich in eine bessere Schutzfarbe gekleidet, die ihm weniger am Himmel, desto mehr aber auf der Erde zu statten kommt.

„Hier ist der Mann, der den Himmel unter sich hat," sagte der Abteilungsführer und öffnete eine Türe zum photographischen Arbeitsraum. Und dort waltet der Gebieter der „Erde!" In der Dunkelkammer kommen sie friedlich zusammen."

Das unerkannte Thermometer.

In seinem „Homme enchaine", noch bevor ihm auf acht Tage das Dasein abgesprochen wurde, erzählte Clemenceau folgendes Geschichtchen aus einem Soldaten-Genesungsheim: Der dem Heim vorgesetzte Leutnant verlangte von den Behörden einen Arzt; in Ermangelung dessen sandte man ihm einen Krankenwärter. Diesen führte der Leutnant zu einem Kranken, und nun entspann sich folgender Dialog: Leutnant: „Was fehlt dem Kranken?" Wärter: „Er hat das Fieber." Leutnant: „Wie viel Grad?" Wärter: „37 oder 39 Grad." Leutnant: „Was? 37 Grad, das ist ja gar kein Fieber!" Wärter: „Doch! Es ist das Fieber!" Leutnant: „Messen Sie doch die Temperatur!" Wärter: „Die Temperatur?" Leutnant: „Ja. Sie haben doch ein Thermometer?" Wärter: „Nein." Leutnant: „Wie? Sie haben kein Thermometer? Zeigen Sie mir einmal Ihre Apotheke." Wärter (breitet seine Feldapotheke auf einem Tische aus; triumphierend): „Sie sehen, Herr Leutnant, ich habe kein Thermometer." Leutnant: „So? Und das? Was ist das?" Wärter: „Das?" Leutnant: „Ja, das!" Es war ein Thermometer, ein schönes Thermometer, aber der Krankenwärter hatte ein solches nie gesehen.

— Ein Jüngling, dessen Seele durch die Nähe eines großen Mannes nicht zum Klingen und lauten Tönen gebracht wird, ist ein unbrauchbarer Zweig am Baum der Menschheit.